

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Mario Wandruszka

Der Geist der französischen Sprache

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

INHALTSVERZEICHNIS

ENZYKLOPÄDISCHES STICHWORT

SPRACHE ALS ZEUGNIS DES GEISTES 134

(Zur vorherigen Lektüre empfohlene Einführung in den
Problemkreis, dem das Thema entstammt)

VORWORT	7
I. FRANZÖSISCHER GEIST UND EUROPÄISCHE KULTUR	11
II. DER KLANG DER SPRACHE	23
III. BILDNIS EINES RITTERS	32
IV. WANDLUNGEN DER TUGEND	39
V. TAPFERKEIT	49
VI. STOLZES ALTES FRANKREICH	57
VII. DOUCEUR	64
VIII. GENTILLESSE UND NOBLESSE	68
IX. COURTOISIE	76
X. POLITESSE	81
XI. GALANTERIE UND HONNÉTETÉ	90
XII. WAS IST ESPRIT?	97
XIII. GEIST UND GESCHMACK	112
XIV. FEINHEIT	118
XV. KLARHEIT	125
SCHLUSSWORT	133
ÜBER DEN VERFASSER	137
LITERATURHINWEISE	138
PERSONEN- UND WORTREGISTER	141

I. FRANZÖSISCHER GEIST UND EUROPÄISCHE KULTUR

Was die Taten und Werke eines Volkes, seine Sternstunden und sein Alltag, seine großen Menschen und seine durchschnittliche Menschheit uns sagen, dieses unaufhörliche Miteinander, Nebeneinander, Gegeneinander unzähliger Stimmen, wie läßt es sich als die Stimme eines einzigen Geistes, des Geistes dieses Volkes begreifen? Wir alle wissen aus oft wiederholter Erfahrung, daß schon die erste flüchtige Bekanntschaft mit einem fremden Volk uns diese Frage aufdrängt, wir wissen, wie unwiderstehlich die Verlockung, wie unabwiesbar das Verlangen ist, die einzelne Beobachtung in den sinngebenden Zusammenhang eines kollektiven Charakters einzurichten. Die Nation ist dabei keineswegs der einzige Charakter, auf den wir uns beziehen. In der räumlichen Größenordnung der menschlichen Gemeinschaftsprägungen hat sie ihren Platz zwischen der Provinz und dem Kontinent. Bald scheint uns von einer besonderen Landschaft, bald von einem ganzen Erdteil die eigentlich prägende Kraft auszugehen. Aber in den letzten vierhundert Jahren hat Europa immer mehr in Nationen gedacht, und so hat die Frage nach den Unterschieden und Gegensätzen im Charakter seiner Nationen die Geister am lebhaftesten beschäftigt und die Gemüter am stärksten erregt.

Der französische Beitrag

Welche Wirklichkeit besitzt der Geist einer Nation? Spricht denn aus allem, was Franzosen im Laufe der Geschichte zur europäischen Kultur beigetragen haben, ein verwandter Geist, ein «französischer Geist», deutlich unterscheidbar von einem durch die Jahrhunderte sich ebenso treu bleibenden deutschen oder italienischen oder englischen oder spanischen Geist? Werfen wir nur einen kurzen Blick zurück in die Geschichte. Den burgundischen Benediktinern von Cluny und Cîteaux verdankt das Abendland den gewaltigen Aufschwung der mittelalterlichen Klosterkultur. Von Frankreich aus brechen die ersten Kreuzzugsheere mit dem Ruf «Gott will es!» nach dem Heiligen Land auf. Französische Baumeister, Bildhauer, Glasmaler schaffen die ersten Wunderwerke der Gotik. Auf französischem Boden erblühen zuerst das höfische Ritterwesen, der höfische Minnesang. Die Universität von Paris, die hohe Schule mittelalterlicher Theologie und Philosophie, zieht Professoren und Studenten aller Herren Länder an. Renaissance und Reformation: zwei Welten, RABELAIS und CALVIN. Dann das «Große Jahrhundert», die Begründer, RICHELIEU, DESCARTES, CORNEILLE, und die Vollender, LUDWIG XIV., RACINE,

MOLIÈRE, BOSSUET. Das Jahrhundert des freien Geistes mit MONTESQUIEU und VOLTAIRE, mit DIDEROT und der Enzyklopädie, und schließlich die Revolution: ihr ‹Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!› hat den Gesellschaftsbau der Alten Welt zertrümmert und ein neues Zeitalter der Menschheit heraufgeführt. Im Namen des Vaterlandes der Revolution richten VICTOR HUGO und EMILE ZOLA und ROMAIN ROLLAND das Wort an die gesamte Menschheit. Von verwirrendem Reichtum ist in dieser Zeit der französische Beitrag zur europäischen Kunst, von BALZAC bis PROUST, von BAUDELAIRE bis VALÉRY, von DELACROIX bis MATISSE, von BERLIOZ bis RAVEL. Je näher an unserer Gegenwart, desto größer die Zahl der Namen, die wirklich bedeutungsvollen noch ungeschieden von den allzu vielen, die heute in aller Munde sind und morgen schon wieder vergessen sein werden. Wie läßt sich diese ungeheure Fülle widerspruchsvollsten Lebens einer tausendjährigen Geschichte als geistige Einheit sehen? Gibt es eine französische Verwandtschaft des Geistes, die MONTAIGNE und PASCAL mit VOLTAIRE und ROUSSEAU, mit DANTON und ROBESPIERRE, mit TAINE und RENAN, mit CLEMENCEAU und BRIAND, mit GIDE und CLAUDEL verbindet?

Gewiß lassen sich die verschiedenen Linien der französischen Kulturtradition durch die Jahrhunderte verfolgen. Aber was verdankt ein DESCARTES oder ein PASCAL dem französischen, was einem viel größeren Erbe? Ohne Athen und Rom, ohne Antike und Christentum gäbe es keine französische Kultur. Seit dem 16. Jahrhundert ist die italienische Kultur, seit dem 17. die spanische, seit dem 18. die englische, seit dem 19. die deutsche unauflöslich in sie hineingewoben. Seit tausend Jahren ist die europäische Kultur undenkbar ohne ihre französische Komponente. Die französische Kultur aber setzt sich ihrerseits aus sehr verschiedenen europäischen Komponenten zusammen. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, etwa ihre griechische, ihre römische, ihre keltische, ihre germanische Komponente zu bestimmen, ja, sie aus diesen Komponenten abzuleiten. Der unerschöpfliche Reichtum der geschichtlichen Wirklichkeit aber läßt sich nicht ohne gewaltsame Vereinfachungen auf eine solche Formel bringen.

Die Formel des französischen Geistes

Es gibt eine Formel, die sich von selbst anzubieten scheint, wenn von französischem Geist die Rede ist. Diese Formel heißt Verstandesklarheit und Vernunftgläubigkeit. Haben nicht die Franzosen selbst in den letzten dreihundert Jahren unentwegt die *raison* angerufen? Hat nicht die Revolution der Göttin Vernunft Altäre errichtet? Hat

nicht selbst in unserem Jahrhundert Frankreich eigentlich zwei Nationalheilige, JEANNE D'ARC und *La Raison*? Der Spanier SALVADOR DE MADARIAGA hat daraus wohl die extremste Konsequenz gezogen. In einem anregenden Buch, *«Anglais, Français, Espagnols»* (1930), setzt er die drei ihm am besten bekannten europäischen Nationen kurzerhand mit drei menschlichen Grundvermögen gleich, dem Willen, der Vernunft, der Leidenschaft. Der Engländer ist für ihn *actio*, der Franzose *ratio*, der Spanier *passio*, und aus diesen drei Dominanten, diesen *facultés maîtresses*, wie HIPPOLYTE TAINÉ gesagt haben würde, leitet er alle Unterschiede zwischen englischen, französischen und spanischen Verhaltensweisen und Lebensauffassungen ab. Das ist ungemein fesselnd, aber schließlich doch nicht mehr als ein höchst einfallsreiches Puppenspiel, dem man gern Beifall klatscht, ein unterhaltsames Stegreifspiel dreier Masken, des im Business oder Sport rastlos tätigen Engländers, des in die Vernunft vernarrten Franzosen, des untätigten, unvernünftigen, leidenschaftlichen Spaniers. Man wird an CARLO GOLDONI'S entzückende Komödie *«La vedova scaltra, o le quattro nazioni»* (1748) erinnert, an die «schlaue Witwe», eine junge Venezianerin, die von einem Engländer, einem Franzosen, einem Spanier umworben wird und am Ende doch einen Italiener heiratet. *Milord Runebif* ist ebenso freigebig wie wortkarg, schroff und unverblümmt, *Monsieur Le Blau* quecksilbrig, geistreich, schmeidlerisch, geziert, eitel, trägt stets Kamm, Bürste, Puderquaste und Spiegelchen mit sich herum und lässt seine elegante Taille bewundern, *Don Alvaro de Castiglia* ist ein Standbild gravitätischer Grandezza: Nationalcharaktere, wie man sie damals wohl in dem kosmopolitischen Karnevalstreiben Venedigs kennenlernen möchte, wobei freilich statt *actio* – *ratio* – *passio* ganz andere Dominanten hervorgetreten zu sein scheinen!

Auf MADARIAGA beruft sich der deutsche Kunsthistoriker A. E. BRINCKMANN in seinem Buch *«Geist der Nationen: Italiener – Franzosen – Deutsche»* (1938). In der italienischen, der französischen, der deutschen Kunst findet er durch die Jahrhunderte drei Konstanten (die spanische und die englische Kunst opfert er bedenkenlos dieser Dreiheit). Italien: «Sinnliches Erfassen der künstlerischen Gestaltung», Frankreich: «Rationale Überlegung und Reflexion in der künstlerischen Gestaltung», Deutschland: «Wille zum vergeistigten Ausdruck durch künstlerische Gestaltung». Will man diese drei Konstanten durch ein Jahrtausend europäischer Baukunst, Bildhauerei und Malerei nachweisen, so geht das auch wieder nicht ohne Gewaltsamkeit, vor allem, wenn man die «italienische Sinnlichkeit» aus dem vorwiegend lateinischen, die «französische Vernünftigkeit» aus dem vorwiegend keltischen, die «deutsche Vergeistigung» aus dem vorwiegend germanischen Erbe dieser Völker erklären möchte! Sind

nicht gerade *ratio* und *ordo* ein Erbe Roms? Spricht man nicht umgekehrt seit langem von einem besonders ausgeprägten Hang der keltischen Volksseele zum Irrationalen, dem Europa so viele seiner schönsten und geheimsten Sagen und Märchen verdankt, so viele Traumwälder, Zauberschlösser, Wunderbrunnen, so viele Feen — dem wir sogar das deutsche Wort ‹Fee› verdanken?

Franzosen und Italiener

Der Geist eines Volkes ist ein im Raum und in der Zeit sich unablässig erneuerndes Werden, ein unendlich reizvolles Spiel immer wieder neuer Varianten, ein abwechselndes Hervortreten verschiedenartigster Dominanten.

Seit die europäischen Völker sich als Völker gegenseitig etwas näher kennenlernen, seit sie beginnen, sich so etwas wie einen Nationalcharakter zuzuschreiben, gilt der Franzose als lebhaft, hitzig, stürmisch, ungestüm. *Furia francese* sagen die Italiener bald lobend, bald tadelnd. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts betont BALDASSARE CASTIGLIONE in seinem *«Cortegiano»*, dem Buch vom vollkommenen Hofmann, daß den Italienern die *gravità riposata*, die ruhige Würde der Spanier gemäßer sei als die *pronta vivacità*, die stürmische Lebhaftigkeit der Franzosen. Hundert Jahre später bestätigt ein reisender Engländer, SIR ROBERT DALLINGTON: ‹der Franzose ist unruhig, unehrerbietig, unbeständig, unüberlegt — der Italiener beständig, gesetzt, achtungsvoll, würdig, besonnen›. Und wieder hundert Jahre später drückt JOSEPH ADDISON nach mehreren Reisen durch Frankreich und Italien sein Erstaunen über den Unterschied im Benehmen der beiden Nachbarvölker aus: ‹die Franzosen sind immer offen, leutselig und gesprächig, die Italiener dagegen steif, förmlich und zurückhaltend. In Frankreich bemüht sich jedermann um Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit des Betragens und bildet sich etwas darauf ein, frisch und munter zu sein. Die Italiener, trotz des natürlichen Feuers ihres Temperaments, strengen sich immer an, maßvoll und gesetzt zu erscheinen.› Die gesellschaftlichen Auffassungen haben sich im Laufe des 17. Jahrhunderts gewandelt: um 1600 gibt DALLINGTON der ruhigen Würde den Vorzug, um 1700 ADDISON der lebhaften Heiterkeit.

Die Franzosen selbst aber beginnen im 18. Jahrhundert die *vivacité* und *pétulance*, die doch ihr Erbteil zu sein scheinen, bei den Italienern zu entdecken. Noch STENDHAL findet sie zuerst, verglichen mit seinen lebhaften und heiteren Landsleuten, ernst, schwermüdig, zurückhaltend. Aber nach dem Sturz NAPOLEONS scheinen ihm die Franzosen immer kälter, vernünftiger, langweiliger zu werden, die

Menschen nördlich der Loire sich immer mehr in Engländer zu verwandeln. Diesem trübsinnigen Nebelgrau hält er nun mit Lust die strahlende italienische Heiterkeit voll Schwung und Einfallsreichtum entgegen, «cette gaieté italienne, pleine de brio et d'imprévu» (*La Chartreuse de Parme*, I, 2)¹. Franzosen und Italiener scheinen ihre Rollen vertauscht zu haben!

Franzosen und Deutsche

Jahrhundertelang hat man die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, den ungestümen Angriffsschwung, die Unruhe, Ungeduld und Unbeständigkeit dem Franzosen zugeschrieben, Gleichmut, Beharrlichkeit, Langsamkeit, Schwerfälligkeit dem Deutschen. RICHELIEU und CLAUSETWITZ sind sich in diesem Urteil einig. Ausdrücke wie *élan* und *verve* gelten im 19. Jahrhundert geradezu als Schlüsselwörter zum Verständnis des französischen Wesens. Lange Zeit sind die Franzosen nicht nur politisch und militärisch die Unruhe Europas.

Aber dann schiebt sich allmählich ein anderes Bild davor, das des französischen Kleinbürgers und Rentners, des friedlichen Sonntagsanglers an sanft dahinfließenden Gewässern, der nur mehr aus konservativer Tradition gelegentlich seine revolutionäre *Marseillaise* singt. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts scheint Frankreich ein Land sparsamer, mißtrauischer und schwungloser alter Leute geworden zu sein, die sich verzweifelt gegen den Ansturm der neuen Zeit wehren. Nun sind die Deutschen die Unruhe Europas. Das konservative alte Frankreich und das revolutionäre junge Deutschland, das endgültige französische Sein, das ewige deutsche Werden, der wesenhaft statische französische Geist, der wesenhaft dynamische deutsche, so heißt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich. Und nach jedem deutschen Zusammenbruch werden die urdeutsche Maßlosigkeit für alles Unheil in der Welt verantwortlich gemacht und der angeborene französische Sinn für das Maß gepriesen, *le sens de la mesure*, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland. Aber erinnert nicht das, was man jetzt über das geschichtliche Unglück des deutschen Charakters zu hören bekommt, an die Worte, die GOETHE 1829 über die Franzosen sprach? «Die französische Nation», sagte er zu dem polnischen Grafen A. E. KOZMIAN, «ist die Nation der Extreme, sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden ver-

¹ Vgl. Rowohlt's Klassiker Bd. 41/42, STENDHAL, Die Kartause von Parma. Hamburg 1958, S. 31. (Anm. d. Red.)

möchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte finden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft‘, den Despotismus LUDWIGS XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines BOILEAU Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete („Goethe-Jahrbuch“ VII, 1886, S. 226).

Welche Gegensätze zwischen dem deutschen und dem französischen Charakter hat man nicht im Verhältnis des Individuums zur Autorität zu erkennen geglaubt! Bis zur Revolution von 1789 verbinden die protestantischen Pamphletisten die französische Geselligkeit und Gesellschaftshörigkeit mit der Abdankung des Individuums vor der religiösen und politischen Autorität einer katholischen Monarchie, während die nur dem eigenen Gewissen verantwortliche Freiheit in den germanischen Wäldern wohne. Seit der Revolution haben sich dann die Franzosen daran gewöhnt, jede Barrikade der Geistesfreiheit und Menschenwürde irgendwo in der Welt als ihr ureigenstes Werk anzusehen und den Deutschen ihre Unterwürfigkeit vorzuhalten, ihre Neigung zum Obrigkeitstaat, wobei auch das protestantische Landeskirchentum seinen Teil abbekommt. Im 17. Jahrhundert tadelt man den Franzosen als Aufrührer, als *frondeur*, im 18. als Herdenwesen, nennt ihn *un être grégaire, moutonnier*. Im Widerspruch gegen die deutsche Disziplin schildert man ihn später als eingefleischten Individualisten. Mit anderen Worten, Individualitäts- und Autoritätskult sind Kategorien, die sich weniger auf Konstanten des französischen oder deutschen Geistes als auf soziologische Dominanten bestimmter Epochen beziehen. *«Un Roi, une loi, une foi»* rief man in Frankreich unter LUDWIG XIV. und jagte die Hugenotten aus dem Land, *«Ein Volk, ein Reich, ein Führer»* hieß es zweihundertfünfzig Jahre später in Deutschland.

Kant und die Franzosen

Die Revolution von 1789 stellte die Welt auch vor ein national-psychologisches Problem: wie sollte man dieses unerhörte Geschehen in Einklang bringen mit dem Bild, das man sich gerade in diesem Jahrhundert von dem geselligen, höflichen, heiteren, liebenswürdigen, leichtsinnigen Volk der Franzosen gemacht hatte?

KANT hat es versucht — wobei dieser gewaltige Geist eine rührende Unbeholfenheit in den Dingen der „Großen Welt“ erkennen läßt, was schließlich zu der verlegenen Aufforderung an den geneigten

Leser führt, die *«unzusammenhängend hingeworfenen Bruchstücke* selbst zu einem vernünftigen Ganzen zusammenzufügen.

«Die französische Nation charakterisiert sich unter allen anderen durch den Konversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist *höflich*, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist *höfisch* zu sein. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfnis, sich mitzuteilen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damensprache zur allgemeinen Sprache der letzteren geworden, und es ist überhaupt nicht zu streiten, daß eine Neigung solcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hilfreiches Wohlwollen und allmählich auf allgemeine Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluß haben und ein solches Volk im Ganzen *liebenswürdig* machen müsse.

Die Kehrseite der Münze ist die nicht genugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte *Lebhaftigkeit* und bei hellsehender Vernunft ein Leichtsinn, gewisse Formen, bloß weil sie alt oder auch nur übermäßig gepriesen worden, wenn man sich gleich dabei wohl befunden hat, nicht lange bestehen zu lassen, und ein ansteckender *Freiheitsgeist*, der auch wohl die Vernunft selbst in sein Spiel zieht und in Beziehung des Volks auf den Staat einen alles erschütternden Enthusiasmus bewirkt, der noch über das Äußerste hinausgeht. — Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich ohne weitere Beschreibung, bloß durch unzusammenhängend hingeworfene Bruchstücke, als Materialien zur Charakteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: *Esprit* (statt *bon sens*), *frivolité*, *galanterie*, *petit maître*, *coquette*, *étourderie*, *point d'honneur*, *bon ton*, *bureau d'esprit*, *bon mot*, *lettre de cachet* — u. dgl. lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen; weil sie mehr die Eigentümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnen, der dem Denkenden vorschwebt.» (*Anthropologie*, 1800², II § 104).

Liebenswürdige Willfährigkeit und rauschhafter Freiheitsgeist, hellsehende Vernunft und blinder Leichtsinn, solche und ähnliche französische Polaritäten haben den Zeitgenossen viel zu schaffen gemacht. Über den Enthusiasmus ist man sich keineswegs einig. Frau von STAËL vermißt ihn bei den Franzosen, er ist für sie im Gegen teil geradezu *«la qualité vraiment distinctive de la nation allemande!»* (*De l'Allemagne*, 1810, IV, XI).

Das menschliche Wort ist ein *Symbol* für das, was es besagt, es ist gleichzeitig ein *Symptom* im Rückblick auf den, der es sich geschaffen hat, im Hinblick auf den, der es bevorzugt gebraucht. Für seine nationale Charakteristik nimmt KANT eine Reihe schwer übersetzbbarer und schon dadurch, wie ihm scheint, besonders symptomatischer französischer Wörter zu Hilfe.

Das ist das entscheidende Argument, das man zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Sprache entnommen hat: Eigentümlichkeiten einer Sprache sind Eigentümlichkeiten eines Volksgeistes, sprachliche Unübersetzbarkeit ist das sicherste Kennzeichen wesenhafter Eigentümlichkeit.

Wir dürfen dieses Argument nicht ungeprüft hinnehmen.

Selbstverständlich versagt sich KANT nicht den Hinweis auf das Wörtchen *coquette* – man hat auch sonst oft genug ein schlechthin französisches Laster daraus ableiten wollen, obwohl die freudige Übernahme dieses auch lautlich besonders glücklichen Wortfundes und seine eifrige allgemein menschliche Verwendung hätten nachdenklich machen müssen.

Sehen wir uns doch das Wort etwas näher an. Wer weiß heute noch, daß eigentlich der Hahn seinen Namen dazu hergegeben hat? In Nachahmung des Lautes, den er beim Herumstolzieren auf dem Hühnerhof ausstößt, heißt er ja im Französischen *le coq*, entsprechend unserem *Gockel*. Davon hat man im späteren Mittelalter allerlei spöttische Eigenschaftswörter abgeleitet, *coquart*, *cocardeau*, *coquet*, für den, der sich so benimmt wie ein prahlerischer, eitler, aufgeplusterter, hühnernärrischer Gockel. Auch *la cocarde* ist ursprünglich ein an Hahnenkamm oder Hahnenschwanz erinnernder Kopfputz. Später kam das Zeitwort *coqueter* dazu, »sich aufspielen wie der Hahn vor den Hennen«. Aber dann vergißt man die Herkunft des Wortes und gebraucht alle diese Bildungen für das weibliche so gut wie für das männliche Geschlecht, wenn es gilt, dem anderen Geschlecht zu gefallen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts nimmt die feine Gesellschaft das volkstümliche Wort auf, um damit das gesellschaftliche Verhalten eines ganz bestimmten weiblichen Charakters zu kennzeichnen: *la coquette*, das putzsüchtige, gefallsüchtige, spiekerisch tändelnde Weibchen, *la coquetterie*, eine nunmehr vor allem weibliche Eigenschaft. Die scharfsinnige Definition und Interpretation menschlicher Charaktere wird ja in dieser Zeit das beliebteste Gesellschaftsspiel der vornehmen Welt. Im Mittelpunkt dieser Gesellschaft steht die Frau, es ist daher kein Wunder, daß man gerade auf dem Gebiet der weiblichen Psychologie neue Begriffe prägt. Gleichzeitig mit *la coquette* erscheint *la précieuse*: *pretiosus* »kost-

bar, köstlich» wird schon im späten Mittelalter auf ein weibliches Wesen angewandt, das sich über Gebühr ziert und spreizt, *faire la précieuse* heißt, die feine, heikle, zimperliche Dame spielen. *Les précieuses* nennt man nun die Herrscherinnen der Pariser Salons, deren schöngestige Verstiegenheiten von den lächerlichen Provinzgänsen nachgeahmt werden. Zur gleichen Zeit gibt man auch der *prude femme*, der achtbaren, ehrenwerten Frau des *prud'homme*, einen neuen Sinn: *la prude* wird von nun an durch das äußere, übertriebene oder geheuchelte Gehaben der Sittsamkeit und Wohlanständigkeit gekennzeichnet, *la pruderie* ist die Tugendhaftigkeit als Gesellschaftslüge.

La coquette, la précieuse, la prude muß man also gemeinsam als Schöpfungen der französischen Salonkultur des 17. Jahrhunderts werten. Die Einbürgerung von *coquette* in so viele Sprachen vom Spanischen bis zum Russischen aber deutet viel eher auf die Universalität dieses Charakters! Das hat schon Justus Möser erkannt, der in den «Patriotischen Phantasien» (1781, IV, S. 28) schreibt: «Vorher gehörte jene Art zu handeln, die einige böse Leute schon an der *Eve* im Paradies in ihrem Betragen gegen die Schlange bemerkt haben wollen, unter die namenlosen Arten von Torheiten, deren es viele im menschlichen Leben giebet, ohne daß sie noch ein Moralist mit einem eigentlichen Namen bezeichnet hat.» Auf der Suche nach einem deutschen Wort dafür will Möser «eins den Westphälern abborrigen, das die Sache wohl auszudrücken scheint. Diese sprechen: es ist ein *fängeres* Mädchen, das Mädchen hat *fängere* Augen, oder auch wohl, das Mädchen hat ein Paar *Fänger* im Kopfe, die sich gewaschen haben. Wie wäre es also, wenn wir eine *Coquette* eine Fängerin, und die *Coquetterie* Fängerei nennen? Der wahre Begriff einer *Coquette* ist doch dieser, daß sie immer auf den Fang ausgeht. Ob im Ernst oder Scherz, das muß zweideutig bleiben.»

Daß sich gegen das soziale Prestige des französischen Wortes ein noch so herhaftes deutsches Ersatzwort nicht durchgesetzt hat, ist nicht weiter verwunderlich. Schließlich hat wohl auch die hübsche, etwas schnippische Lautung des französischen Wortes, die seiner Bedeutung so besonders gut entspricht, zu seinem Erfolg beigetragen, vielleicht sogar auch der Anklang der Endung an verwandte Wörter: *nett* – *adrett* – *kokett*.

Sprache und Gesellschaft

Vieles, was man damals in Deutschland über, für und gegen den Geist der französischen Sprache sagt, ist dadurch bestimmt, daß sie die Sprache der vornehmen Welt ist und man einen nationalen und

einen sozialen Charakter kurzerhand gleichsetzt. Gesellschaftliche Bewunderung und Nachahmung, Ablehnung und Verachtung vermischen sich da mit der völkischen Auseinandersetzung. Das fremde Wort kann dadurch doppelt angesehen oder doppelt verdächtig werden. Das wird besonders deutlich in den grimmigen Bemerkungen LICHTENBERGS über den «Nutzen der französischen Wörter im Deutschen»:

«Sie sind unterschieden wie *promesse* und Versprechung. Die letztere wird gehalten und die erstere nicht. Ich wundere mich, daß man das nicht gemerkt hat. Das französische Wort gibt die deutsche Idee mit einem Zusatz von Wind oder in der Hofbedeutung. Ist denn *promesse* so viel als Versprechen? Eine Erfindung ist etwas Neues und eine *découverte* etwas Altes mit einem neuen Namen. COLUMBUS hat Amerika entdeckt und AMERICUS VESPUTIUS hat es *découvert* (ja, *goût* und Geschmack stehen einander fast entgegen, und Leute von *goût* haben selten viel Geschmack) . . . Ehemals hat man in Frankreich öffentlich über die Frage dispuert, *si un Allemand peut avoir de l'esprit*. ,Non, Messieurs', würde ich gesagt haben, ,denn versteht ihr unter *Esprit*, was wir darunter verstehen, so habt ihr recht, versteht ihr aber unter *Esprit*, was wir und die Engländer unter Witz und Wit verstehen, so sollen euch die schwarzen Husaren holen, ihr Schelmen!'»

Goethe und die französische Sprache

«Die französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben, und ein bewegteres Leben durch sie kennengelernt, so erzählt GOETHE in *«Dichtung und Wahrheit»* (XI). Dieses Französisch seiner Jugendjahre war viel buntscheckiger als das irgendeines andern Fremden, weil er es «von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden» gelernt hatte. Was er aber später in der französischen Sprache vor allem würdigt, ist die «ausgebildete Hof- und Weltsprache» (Aus *«Makariens Archiv»*, 1829). Gegen diese Sprache richtet sich auch der leidenschaftliche Ausbruch der unglücklichen *Aurelie* in *«Wilhelm Meisters Lehrjahren»* (V, XVI): «Ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele.» — ,Wie kann man einer Sprache feind sein', rief *Wilhelm* aus, ,der man den größten Teil seiner Bildung schuldig ist und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann!» — ,Es ist kein Vorurteil!' versetzte *Aurelie*; ,ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich